*U. H. Wilken*

# DIE SÖHNE DES SATANS



**ZURDO – Der schwarze Geisterreiter**
Band 11

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-69440-040-0

# Herr der Sierra Nevada

„Bete, Zurdo – bete um dein Leben!“ Da war sie wieder, diese unheilverheißende Stimme aus dem Nichts, die Les Shane zu zermürben drohte.

Es war wie ein Alptraum.

Von allen Seiten näherte sich der knochige Tod dem San-Bernardino-Tal.

Düstere Vorahnungen erfüllten den einsamen Mann.

Klagend heulte ein grauer Wolf auf den Felsklippen der Sierra Nevada.

Tief unten jagte ein schwarzer Geisterreiter entlang. Hämmernde Hufe polterten durch die drückende Stille der Schluchten.

„Zurdo“, wimmerte der heftige Wind, „bete …!“

Wie ein Gespenst ritt der kalifornische Nachtreiter die steilen Pfade hinauf und raste über den schmalen Grat des Höhenzuges, während der Sternenhimmel über ihm funkelte.

„Hombre!“, hallte es über die Canyons hinweg. „Komm, Viech!“

Und der Wolf glitt wie ein Schattenstrich von den Felsen und hetzte dem Reiter nach.

Ihr Ziel war eine einsam gelegene Hütte am steinigen Weg nach San Bernardino.

Stöhnend bogen sich die Sykomoren unter den fauchenden Sturmböen. Riesige Staubwolken wirbelten von den zerklüfteten Felsentürmen und aus den gähnenden

Schluchten der Sierra Nevada herüber. Sie trieben über verlassene, öde Felder hinweg und hüllten Reiter und Wolf ein.

In ihrer alten, brüchigen Hütte beugte sich die Wahrsagerin horchend vor. Wütend rüttelte der Sturm an den geschlossenen Fensterluken. Draußen wieherte schrill ein schwarzer Hengst.

Keifend fuhr die alte Hexe Doña Bastiano hoch, humpelte mit schlurfenden Schritten zur Tür, riss sie auf – und vor ihr stand groß, schlank und schwarz der Maskierte.

„Hast du Zeit für mich, Doña Bastiano?“

„Komm herein, Zurdo!“

Krachend fiel die Tür hinter ihm zu. Lauernd schlich der Wolf um die Hütte. Still stand der Hengst im Windschatten des Hauses.

„Setz dich, Amigo mio.“

Les Shane setzte sich und beobachtete, wie die Alte mit wild zerzausten schwarzen Haaren durch den Raum schlurfte, die Talglichter aufflackern ließ und mit knöchernen Händen beschwörend ihre Ketten und Glaskugeln streichelte.

„Du bist lange nicht bei mir gewesen, Zurdo!“

„Ich habe gekämpft, Doña Bastiano.“

Er war zum ersten Mal bei ihr, doch das wusste sie als Hellseherin noch nicht. Nur ein einziges Mal war Les Shanes Freund Miguel Monterrey unter Zurdos schwarzer Maske hier gewesen – damals, Jahre vor seinem Tod.

Still saß Shane im unruhig flackernden Lichtschein. Staub haftete an seinem schwarzen, langen Reitumhang,

an seinen schwarzen Lederhandschuhen und an seinen weichen, hohen Reitstiefeln.

Sein mit Holzkohle geschwärztes blondes Haar fiel unter dem Caballero-Hut hervor und unter dem Umhang steckte der viele Pfund schwere Cartridge Colt.

Die Alte versetzte sich in die andere Welt. Ihre tiefliegenden Augen waren geschlossen, und sie sprach dumpf, als ob sie Schmerzen hätte.

„Ich sehe viele Männer, Zurdo. Männer in harter Kleidung – Gringos, die eine Siedlung gebaut haben. Ich sehe ihre Hütten brennen. Rauch, überall Rauch. Aus dem Rauch kommen sie hervor, sie lachen, aber sie sind böse, Zurdo! Sie sind Marines! Sie sind von einem amerikanischen Kriegsschiff desertiert. Ich sehe Gold und Männer, die in der Sierra Nevada einander töten. Ich höre Stimmen, Zurdo. Fremde Stimmen …“

Er horchte.

Die Stimmen tönten draußen durch den Sturm.

Männer lachten und brüllten.

Die alte Hexe Doña Bastiano öffnete weit die Augen, fuhr hoch, packte den eisernen Glutstocher, hastete zur Tür und riss sie auf.

Fauchend fuhr der Sturm herein und löschte alle Talglichter. Glasketten rutschten vom Tisch und zerplatzten am Boden.

Zurdo sprang auf, drehte sich um und sah die Alte in der Tür stehen. Ihre Haare flatterten, ihr langes schwarzes Kleid blähte sich im Wind. Dann krachten Schüsse, und Fremde johlten.

Mündungsflammen zuckten zur Tür hin. Blei durchbohrte die Alte, stieß sie zurück und schleuderte sie in den dunklen Raum hinein. Leblos fiel sie über den Tisch und riss im Wegrutschen alles herunter.

Nur für einen kurzen Moment konnte Zurdo die Männer sehen.

Sie trugen Seemannskleidung – es waren Marinos!

Blindlings feuerten sie in die Hütte hinein. Kugeln jaulten bösartig umher. Zurdo raste nach hinten, warf sich gegen die dünne Brettertür, durchbrach sie und stürmte hinaus. Er hörte den Wolf heulen.

„Hombre!“

Schon kam der Wolf heran, und Mann und Wolf verschwanden mit dem schwarzen Hengst unter den Bäumen abseits der Hütte.

Lärmend drangen die amerikanischen Matrosen in die Hütte ein.

„Licht!“, schrie einer. „Macht doch Licht, verdammt!“

Sie stolperten über die leblose Alte, fluchten und polterten umher. Endlich flackerte trübes Licht auf. Dröhnend fiel die Tür zurück.

„Da liegt ja die Alte!“

„Lass sie liegen.“

„Vielleicht finden wir hier etwas zum Trinken, Jungs! Sucht überall!“

„Und du? Wo willst du hin?“

„Nach hinten. Verdammt, ich habe doch einen Wolf gehört! Irgendwo muss hier so ein Mistvieh herumschleichen.“

„Das war bestimmt der Hund von dieser Alten. Bleib hier und kümmer dich nicht darum."

„Scheiße, hier gibt es nichts zu trinken! Die alte Ziege hat nur Wasser getrunken, pfui Teufel."

„Aber diese Giftkröte hat bestimmt irgendwo Geld versteckt! Solche alten Weiber verscharren ihr Geld doch immer wie die Hunde den Knochen."

„Los, los, macht schon! Sucht nach dem Geld, Jungs!"

Der Sturm drückte gegen die Hüttenwand und jaulte im Kamin. Glasperlen platzten unter knirschenden, harten Stiefeln. Wut erhitzte die Atemzüge der Marinos.

Draußen hinter der Hütte tauchte Zurdo wieder auf. Seine Flucht war in einen eiskalten Angriff umgeschlagen.

*

Zu dieser stürmischen Stunde packte eine junge Frau ihre persönlichen Sachen zusammen. Immer wieder unterbrach sie die Vorbereitungen für eine lange Reise, um zu lauschen.

Vor der kleinen Farm im San Bernardino Valley stand auf dem hellen Hof ein Buggy. Daneben stand ein junger Mexikaner und wartete.

Kein Reiter kam auf die Farm.

Die zierliche Pennie konnte und wollte nicht ewig auf ihren Mann warten. Sie war eine tapfere Frau, doch sie ertrug das zermürbende Warten nicht länger.

Sie wollte ihren eigenen Weg gehen.

Sie packte weiter, schloss den Holzkoffer und ging nach vorn in den Wohnraum.

Der junge Mexikaner kam herein und blickte sie mit seinen dunkelbraunen Augen unruhig an.

„Wollen Sie wirklich weg, Señora?“

Pennie lächelte kurz, und ihre vielen Sommersprossen schienen im Gesicht zu tanzen.

„Ja, Juan.“

„Aber der Patron, Señora …“

„Sag nicht ‚Señora‘ zu mir, Juan. Ich bin Mrs. Shane.“ Sie trat an Juan heran und klopfte ihm kurz auf die Schulter. „Du wirst mich heute Nacht nach San Bernardino bringen, Juan. Von dort aus werde ich mit der Kutsche nach Los Angeles reisen und anschließend mit dem Schiff nach San Francisco fahren.“

„Aber der Patron weiß nichts davon, Señora! Er wird sich große Sorgen machen! Ich weiß nicht, was ich dann sagen soll, Mrs. Shane.“

„Ich habe ihm einen Brief geschrieben.“ Pennie strich sich das weiche braune Haar aus der Stirn und lauschte dem heulenden Sturm, der die Bäume neben dem Haus schüttelte und das Stalltor hin und her schlagen ließ. Ernst blickte sie den sympathischen jungen Mexikaner an. „Mein Mann Les wird auch ohne mich zurechtkommen. Es ist sogar besser, wenn ich fortgehe. Er ist oft lange unterwegs und macht sich auf seinen Ritten Sorgen um mich. Das wird nicht mehr der Fall sein, wenn ich in San Francisco bin. Dann weiß er, dass ich gut und sicher aufgehoben bin. Das ist für uns alle am besten so.“

„Aber – aber er braucht Sie doch, Mrs. Shane!“, flüsterte Juan bedrückt. „Sie sind seine Frau!“

„Ich weiß, woran du denkst, Juan. Bei euch Mexikanern dürfte eine Frau ihren Mann niemals verlassen, aber Les und ich sind Kalifornier. Wir gehen ja auch nicht für immer auseinander. Er wird mich verstehen. Hol jetzt den Koffer aus dem Schlafraum, ja?“

Der siebzehnjährige Junge nickte und verließ langsam den Wohnraum. Pennie Shane blickte ihm nach und lächelte schmerzlich.

„Es muss so sein“, sprach sie leise vor sich hin. „Ich weiß, wer du bist, Les. Du hast ein schweres und gefährliches Erbe von deinem Freund Miguel Monterrey übernommen, und du wirst ewig reiten und immer für Kalifornien kämpfen. Da würde ich dir nur im Wege stehen.“

Sie straffte sich, verließ das kleine Haus, trat in den Sturm hinaus und stieg auf den Buggy.

Juan schleppte den schweren Koffer ins Freie, wuchtete ihn auf den Zweispänner, löschte das Licht und schloss die Tür. Bedrückt nahm er neben Pennie Platz und griff nach den Zügeln.

„Warte noch, Juan …“ Pennie blickte umher und nahm Abschied von der kleinen Farm, die ihr Mann Les zu einer großen Ranch machen wollte. Sie atmete tief ein und seufzte leise. „Ja“, sagte sie, „er wird mich verstehen, und nichts wird unsere Liebe zerstören.“ „Fahr los, Juan! Bring mich nach San Bernardino!“

Der Buggy rollte an und die beiden Pferde jagten

mit dem leichten Wagen durch das von Mondlicht hell erleuchtete Tal.

Pennie verließ das Land, das sie liebte.

*

In ihrer kleinen Hütte lag Doña Bastiano leblos.

Die desertierten Matrosen lärmten, fluchten und rumorten in der Hütte und hatten die tote Frau schon vergessen.

Sie waren gewalttätig und grausam. Jeder wusste, dass ihm der Tod durch Erschießen sicher war, wenn er von der Besatzung des Kriegsschiffes gestellt werden würde. Sie alle wollten wie Zigtausende von Männern nach dem Reichtum auf den kalifornischen Goldfeldern suchen.

Abseits der fluchenden Männer verharrte ein bullenstarker, breitschultriger Mann mit schütterem Haar und blauen Seemannsaugen. Ihm war längst klargeworden, dass sie hier nichts finden würden und anderswo nach Geld oder Gold suchen müssten.

Mit scheinbar schwerfälligen Bewegungen wandte er sich ab.

„He, Sergeant!“, rief einer der drei Männer. „Wohin?“

„Nach draußen, Mann!“, grollte er. „Von mir aus könnt ihr weitersuchen und diese Hütte einreißen!“

„Das tun wir auch, Crocker! Wir machen hier ein schönes Feuer! Glaubst du, dass die anderen auch durchgekommen sind?“

„Natürlich sind sie durchgekommen!“, versetzte Sergeant Crocker grimmig. „Nichts wird uns aufhalten. Wir

werden sie am vereinbarten Treffpunkt finden, darauf kannst du dich verlassen, Baby."

Mit schweren Schritten verließ er die Hütte der alten Wahrsagerin, zog die Tür hinter sich zu und starrte durch das Halbdunkel unter den rauschenden Bäumen.

Im typischen wiegenden Seemannsgang ging er mit gespreizten Beinen über den Platz und zwischen die Bäume. Zweige fielen ihm in den breiten Nacken. Der Sturm heulte wie ein wildes Tier und raste durch das weite San Bernardino Valley. Wolkenfetzen trieben am Sternenhimmel entlang.

Die drei zurückgebliebenen Seemänner legten johlend Feuer in der Hütte. Sie wollten nicht nur alles zerstören, sondern auch ihre Spuren der Gewalt auslöschen.

Schon zuckten die Flammen hoch und erfassten den billigen Plunder der alten Hexe Doña Bastiano, als einer der Marinos jäh erstarrte. Ein scharfer Windstoß fegte durch die Hintertür. Heftig flackerten die Talglichter. Im alten Kamin röhrte es. Dumpf fiel eine durchbrochene Tür zu.

„He, was war das?", ächzte der Marino.

„Was soll das schon gewesen sein!" Ein anderer lachte auf. „Gespenster, Mann! Was denn sonst?"

„Mach keine billigen Scherze", krächzte der Marino. „Da ist doch jemand, ich spüre das!"

„Was der nicht alles spürt, was?"

Hämisch grinsend wandten sich die beiden anderen ab, wüteten weiter, schleuderten brennende Decken durch den Raum und warfen das Schlaflager um.

Plötzlich trat der Tod ein.

Wie versteinert stand Zurdo vor den Marinos.

Sie konnten sich plötzlich nicht mehr bewegen. Der düstere und unheimliche Anblick des schwarz maskierten Mannes lähmte sie.

Sein braungebranntes Gesicht war ausdruckslos. Der Bart über seiner Oberlippe schimmerte schwarz im Schatten seines Reithutes. Der schwarze Umhang fiel ihm lang von den Schultern. Seine Innenseite leuchtete im Feuerschein purpurrot.

Die rechte Hand des Geisterreiters ruhte auf dem Griff des Toledo-Degens. Die linke Hand hing schlaff herunter.

In der Hütte fauchte das Feuer und das brennende Holz knackte. Der Qualm wallte auf und breitete sich aus. Die Hitze schlug nach allen Seiten hin und machte das Atmen bereits schwer.

Plötzlich verzog sich das maskierte Gesicht zu einem kalten Lächeln.

„Meine Herren Matrosen, beten Sie um Ihre Seele."

Die Matrosen atmeten rasselnd. Schweiß rann über die von Wut, Anstrengung, Rauch und Hitze geröteten Gesichter der fahnenflüchtigen amerikanischen Soldaten.

Draußen heulte der Wolf.

Kalt kroch es den Marinos über den Rücken.

Aber sie waren zu dritt, hatten die schweren Alston-Pistolen nachgeladen und sahen die schlaffe Linke des Maskierten sowie den Degen. Sie glaubten, ihn besiegen zu können.

Einer lachte leise auf.

„Seht euch den an!", stieß er heiser hervor. „In Rio

beim Karneval habe ich solche Maskierten schon einmal gesehen!“

Die beiden anderen fanden das gar nicht witzig und konnten sich noch nicht aus der Erstarrung lösen.

Zurdos Gesicht war wieder maskenhaft ausdruckslos.

„Wir sind hier in Kalifornien“, sagte er mit kalter Stimme. „Und hier macht der Tod den Karneval zu einem Fest der Leichen.“

Sie lauschten dem Klang seiner Stimme. Er hatte mit einem leichten Akzent gesprochen. Sie konnten nicht heraushören, ob er Mexikaner war. Seine schwarzen Haare und der breite Bart deuteten darauf hin, doch seine schlanke, große Gestalt mit den langen Beinen könnte auch die eines Amerikaners sein.

Immer mehr Qualm breitete sich aus und der Flammenschein geisterte über Zurdos Gesicht.

„Wer – wer bist – du?“

„Zurdo.“

„Der Linkshändige?“

„Ja, du hast es begriffen, Marino.“

Die Hitze füllte seine Lungen wie mit Feuer. Im Hintergrund hatten sich die fauchenden Flammen in das Dach hineingefressen. Jeden Moment konnte es zusammenbrechen.

„Was willst du?“, fuhr Marino Zurdo ihn an. „Willst du den Kampf? Warum und wofür?“

„Ihr habt die Alte umgebracht, Marinos.“

„Na und? Was ist dabei? Die alte Hexe wäre sowieso in ein paar Jahren gestorben!“

„Wer will das schon so genau wissen? Vielleicht wäre sie hundert Jahre alt geworden. Und selbst wenn es nur ein einziges Jahr gewesen wäre – ist ein Jahr im Leben eines Menschen nicht sehr viel wert, Marinos?“

Sie starrten ihn ununterbrochen an, während die Hitze das Ölpapier am Fenster zerplatzen ließ. Nicht eine Sekunde lang ließen sie ihn aus den Augen, und ihre Hände wurden unruhig und näherten sich den Waffen.

Wieder stieß der Wolf ein schauriges Heulen aus.

Abseits der Hütte stand Sam Crocker. Er sah den roten Flammenschein am Fenster, spähte nach dem Wolf aus und blieb unter den Bäumen.

„Die Kerle sind verrückt!“, flüsterte er. „Mit denen ist nicht viel zu machen! Zum Teufel, warum hab ich sie nur mitgenommen …“

Im Innern der Hütte war der Tod.

„Du wirst der Alten folgen, Maskierter!“, verkündete einer der Matrosensoldaten wütend und bösartig. „Wir legen dich um! Wir schießen dich in Stücke! Nichts wird von dir übrigbleiben, nur Asche und Staub!“

„Ja“, fauchte ein anderer, „wir machen dich kalt, du Schwein!“

Zurdo rührte sich nicht. Er spürte den Windzug im Nacken und öffnete unmerklich die linke Hand.

Die Matrosen fühlten sich jetzt so stark und überlegen, dass sie nicht einmal ihren Sergeant Crocker riefen.

Sam Crocker wusste nicht, dass der kalifornische Rächer sich in jener Hütte befand – er wusste überhaupt

nichts von der Existenz eines Geisterreiters, denn das Kriegsschiff hatte erst vor ein paar Tagen in Newport Beach angelegt. Von dort aus hatten sie sich in zwei Gruppen landeinwärts geschlagen.

Crocker suchte mit scharfen Blicken noch immer nach dem Wolf, doch Hombre und der schwarze Hengst waren unter den Bäumen hinter der Hütte nicht zu sehen.

Drei Marinesoldaten wollten Zurdo töten.

Wenn die Hitze nahezu unerträglich würde, würden sie zu den Alstons greifen – und das würde in wenigen Sekunden der Fall sein, denn schon jetzt war es in der Hitze und im Qualm kaum noch auszuhalten.

Nur schemenhaft konnten sie einander erkennen.

Und dann griffen drei Marinesoldaten fast gleichzeitig nach ihren Waffen und brüllten dabei heiser auf.

Klatschend traf Zurdos Linke den blanken Kolben des zwölf Pfund schweren Cartridge Colts, umkrallte ihn und riss die Waffe in Bruchteilen einer Sekunde hervor.

Sofort entlud sich der Colt, und die Schüsse dröhnten durch die brennende Hütte. Feuer und Blei verließen den langen Lauf und fuhren auf die Marinos zu. Die Kugeln stießen in sie hinein, wuchteten sie nach hinten und schleuderten sie in die lodernden Flammen.

Im Nu hatte Zurdo die alte Frau gepackt und sie nach hinten hinausgezerrt.

Crocker stand wie erstarrt unter den Bäumen.

Das Feuer ließ die Alstons der Marinos zerplatzen. Das Pulver explodierte in den Läufen. Krachend stürzte das Dach in sich zusammen und begrub die Toten unter sich.

Funken wirbelten über der Hütte empor und tanzten verglühend in die Baumkronen hinein. Grauer Rauch wehte zu Crocker hinüber. Der Wind kam ihm entgegen – und nur darum witterte der Wolf ihn nicht, nur darum konnte Crocker dem schwarzen Geisterreiter entkommen.

Abseits der abgebrannten Hütte begrub Zurdo die alte Frau.

Dann ritt er zur Hütte, die zu einem glühenden Trümmerhaufen geworden war. Er starrte darauf und hielt den Wolf mit einem scharfen Wort zurück.

Zusammengesunken und flach atmend kauerte Crocker unter den Bäumen jenseits des steinigen Weges und wagte sich nicht aus der Deckung des Unterholzes hervor. Noch immer orgelte der Sturm, fuhr in die heiße Holzasche und wirbelte sie vor sich her. Mondlicht erhellte die Umgebung und Crocker konnte den Maskenreiter deutlich erkennen. Aber er schoss nicht auf ihn, weil er hündische Furcht vor dem Wolf hatte. Für einen Marino wie Crocker war ein Wolf ein unheilbringendes Wesen aus einer schaurigen Fabelgeschichte.

Plötzlich jagte der Geisterreiter los – und der graue Wolf hetzte hinterher. Mann, Pferd und Wolf verschwanden in der Nacht.

Einsam stand Crocker vor dem Feuergrab seiner Komplizen.

*

Wüstes Lachen schallte durch den Sturm und aus den

Tiefen der Canyons kamen schwer bewaffnete Männer hervorgeritten, die ihrem Anführer folgten.

Mercenario war wieder unterwegs!

Er war ein Mann wie der Teufel – ein grausamer, herzloser und mörderischer Bandit, der nur Tod und Tränen zurückließ.

Auf den wundgerittenen Hufen abgetriebener Pferde kamen diese Banditen in die Sierra Nevada.

Sie lachten laut, obwohl es dafür keinen Grund gab.

Sie suchten nach den Camps der Goldsucher.

In den Bergschluchten und den endlos erscheinenden Tälern des Rio Sacramento wühlten Männer wie irre und besessen im Boden und Gestein nach Gold.

Lagerfeuer fauchten im Sturm und schlugen mit langen Flammen flach über den Boden hinweg. Abseits der Camps kauerten schwer erkrankte Männer zusammengesunken und an Cholera und Malaria dahinsiechend, davongejagt wie räudige Hunde.

Das wüste Gelächter der Banditen in den Canyons hörte niemand von den Diggern.

Niemand wusste, dass Mercenario unterwegs war, um zu rauben und zu plündern, dass er vor nichts zurückschreckte und Menschenleben auslöschte, wann und wo immer er Lust dazu hatte.

In diesen nächtlichen Stunden entdeckten er und seine Companeros ein Camp – und ihr Lachen erstarb von einer Sekunde zur anderen.

Sie rotteten sich zusammen und bildeten eine dunkle, klumpige Masse im Schattenfeld eines Bergzuges.

Kurz darauf ritten sie ins bleiche Mondlicht hinaus, und kaltes Licht fiel auf das verwüstete, schweißglänzende Gesicht des bärtigen Mercenario. Fünf Companeros folgten ihm.

Sie trugen den Mord im Herzen.

Nacheinander ritten sie auf den geschwächten Pferden den Hang hinauf und verbargen sich oberhalb des Goldsucher-Camps zwischen den Felsklippen. Vor ihnen fiel der Hang ziemlich steil ab. Überall ragten die Stümpfe gerodeter Bäume aus dem Hang empor.

Unten gruben und scharrten Männer bis zum Erbrechen im Boden.

Zwischen den alten, zerschlissenen Zwei-Mann-Zelten und den lodernden Feuern hockten Männer und wogen auf einer primitiven Waage Rohgold ab. Jeder misstraute jedem. Argwohn nistete in den Diggern. Niemand konnte wirklich allein sein, und selbst beim Verrichten der Notdurft war immer jemand in der Nähe, um zu beobachten, ob er nicht irgendwo Gold verscharrte.

Sie führten ein Leben auf der untersten Stufe, elender als herrenlose Hunde.

Aber sie fanden Gold – wenn auch nur ein paar Nuggets –, die sie anspornten, weiterzumachen, bis sie eines Tages todkrank zusammenbrechen würden.

Verengte, funkelnde und kalte Augen beobachteten die Goldgräber.

Mercenario grinste.

„Bueno! Muy bien! Das Gold werden wir uns holen, Compadres! Seid ihr bereit, Amigos? Si? – Muy bien."

Sie hielten bereits ihre Waffen feuerbereit.

Das Gold der Sierra Nevada hatte nicht nur diese wilden mexikanischen Banditen verrohen lassen. Die Gewalt war allgegenwärtig und zum Gesetz geworden.

Kalifornien befand sich im schlimmsten Goldrausch, den es je erlebt hatte – und der vielleicht niemals wiederkommen würde.

Als Mercenario seinen höllischen Freunden einen Wink gab, verbargen sie ihre Handfeuerwaffen unter den großen Sombreros aus Strohgeflecht und Filz.

Unten schufteten die Männer und gönnten sich selbst nachts keine Ruhe. Sie schliefen kaum. Jeder arbeitete bis zur völligen Erschöpfung und selbst im Schlaf suchten sie weiter nach Gold.

Plötzlich vernahmen sie im Sturm das Lachen der Banditen.

Sie ruckten hoch und starrten auf den Hang.

Dort standen sechs Männer, die lachten und winkten.

„Hola!“, rief Mercenario und grüßte mit der rechten Hand. „Que tal? Geht es euch gut, Amigos? – Muy bien, das freut mich.“

„Banditen!“, krächzte einer der Digger. „Verdammt, das sind Banditen!“

„Dann würden sie nicht so offen über den Hang kommen“, widersprach ein anderer. „Sie hätten doch schon längst auf uns schießen können!“

„Es ist besser, wenn wir nach den Waffen greifen!“

„Pah!“, sagte ein dritter Digger. „Willst du auf jeden

schießen, der vor dem Camp auftaucht? Soviel Munition haben wir gar nicht."

„Ich traue dem Frieden nicht! Hört auf mich, das sind Banditen, die so abgebrüht sind, dass sie sogar über uns lachen!"

„Abwarten."

Angespannt starrten sie alle den Bandoleros entgegen, die lachend und winkend den Hang hinunterkamen.

Sturmböen orgelten durch die Bergfalte. Trockener Sand wirbelte in Wolken über das Camp hinweg. Der Sturm war noch immer so heftig, dass er fast jedes Geräusch erstickte. Abseits vom Camp wühlten zwei Männer tief in einem Erdloch. Sie waren nicht zu sehen und konnten auch selbst niemanden sehen.

Sie hatten nichts bemerkt.

Jetzt blieben die Banditen auf dem Hang stehen und zogen wie zum Gruß die Sombreros von den langen schwarzen Haaren.

„Seid gegrüßt, Americanos!", rief Mercenario freundlich. „Eine schöne und wilde Nacht in der Sierra, nicht wahr?"

Ihre Gewehre steckten in den Scabbards der zurückgelassenen Pferde. Sie schienen sogar unbewaffnet zu sein. Keiner hielt eine Waffe in der Hand. Alle verbeugten sich vor den Goldsuchern.

Tief unten im Erdloch stießen die beiden Männer in diesem Moment auf Gold. Sie starrten sich unruhig an und zitterten. Dem einen fiel die Spitzhacke aus den Händen, der andere ließ die Schaufel fallen.

„Pitt!“, stöhnte der eine wie erschüttert. Er konnte das Glück des Zufalls noch gar nicht begreifen.

„Jesse!“, keuchte der andere und fiel auf die Knie. „Großer Gott, wir haben Gold gefunden, Bruder!“

„Mir wird ganz schlecht, Pitt. Ich glaub, ich muss kotzen.“

„Nein, Jesse, nein! Wir werden es überleben, oder? Hör zu, bleib hier! Keiner darf etwas davon erfahren. Wir müssen so tun, als wären wir nicht fündig geworden. Wir sind reiche Leute, Bruder! Ich kann es noch gar nicht fassen!“

Beide knieten vor dem schimmernden Gold im Erdloch. Sie umarmten sich und küssten sich vor Glück und Freude.

Der Sturm heulte über das Erdloch hinweg.

Was draußen in der Bergfalte geschah, sahen und hörten die Warlock-Brüder nicht.

Das Gold sollte ihre Seelen vergiften.

Die anderen Männer hatten die Arbeit noch nicht aufgenommen und Mercenario und seine Komplizen standen immer noch am Hang und hielten die Sombreros in den Händen.

Ihr Grinsen verstärkte sich, ihre Augen funkelten, doch keiner der Goldsucher konnte in ihnen lesen.

Jetzt kamen sie näher heran.

Ihre Mundwinkel zogen sich nach unten, und ihr Grinsen wurde jäh zynisch und verriet ihre teuflische Absicht.

„Vaya al diablo!“, schrie Mercenario wild auf. Das war

das Zeichen für die Compadres, in die Sombreros zu greifen und die schweren Waffen zu packen.

Schüsse krachten, der Sturm zerfetzte den Knall und wirbelte ihn weg.

Die Brüder Pitt und Jesse Warlock hörten den Knall nur als dumpfes, verzerrtes Pochen. Sie starrten sich an und richteten sich auf. Jesse Warlock zog sich auf der schmalen, primitiven Leiter nach oben und wagte einen Blick hinaus. In Sekundenschnelle hatte er den Lagerplatz mit den Zelten und den zuckenden Feuern überblickt und die wilden Banditen entdeckt. Sofort zog er den Kopf ein und ließ sich fallen.

„Mexikanische Banditen, Pitt!“, keuchte er. „Großer Gott, was sollen wir tun? Wir können nicht von hier weg, sie würden uns sehen, Pitt!“

Angst fraß an ihren Seelen, umkrallte ihre Herzen und lähmte sie.

Mercenario und seine Komplizen rannten hin und her, durchsuchten die Zelte, wühlten in den Beuteln und Taschen und fledderten die Digger.

„Wir müssen die Leiter wegziehen, Bruder!“, stöhnte Pitt Warlock. „Hilf mir, Jesse – schnell!“

Sie holten die Leiter herunter und warfen sie hin. Zitternd standen sie im Loch, das ihnen schnell zum Grab werden konnte.

Oben lachten die Bandoleros.

Die Brüder hörten es nicht und wussten auch nicht, ob sich die Banditen dem tiefen Loch näherten. Todesangst erhitzte ihren Atem. Sie umschlangen einander wie

Kinder, die Schutz suchen, und sanken auf die Knie. Sie starrten nach oben und sahen den vorbeifliegenden Sand und den Himmel voller funkelnder Sterne.

Da hatte Jesse Warlock einen rettenden Einfall. Sie wühlten sich tiefer in den Sand und warfen die ausgegrabene Erde und die Felssteine auf sich. In fieberhafter Eile bedeckten sie sich damit gegenseitig, warfen dann Sand auf ihre alten, durchschwitzten Filzhüte und verbargen sich.

Schon wenig später erschien oben am Rand des Erdloches ein Bandolero und blickte in die Tiefe.

Er konnte weder das Gold noch die Leiter noch die Brüder erkennen. Überall lag Erde.

Der Bandolero wandte sich ab und ging weg.

Die Brüder lagen eine Ewigkeit unter der Erde und atmeten unter den Filzhüten.

Mercenario und seine Komplizen stopften sich die kleinen Lederbeutel mit Gold unter die schmutzigen Hemden und zerschlissenen Jacken, lachten und stapften dann den Hang empor.

Sie zogen die Pferde am Zügel hinter sich her und stiegen auf schmalen Pfaden hinauf. Einige Steine lösten sich unter ihren Hufen und Stiefeln und rollten prasselnd den Hang hinab.

Die Bandoleros tauchten in der bizarren Wildnis der Sierra Nevada unter. Irgendwo in einem kleinen, geschützten Tal, in einer großen Höhle oder in einem Waldstück schlugen sie ihr Lager auf.

Als die Brüder Warlock aus der Tiefe kamen, war alles

längst vorbei und alle Männer, die vor Kurzem noch nach Gold gesucht hatten, lagen tot vor ihnen.

Doch Jesse und Pitt Warlock lachten, schlugen sich auf die Schultern und tanzten vor Freude und Glück miteinander.

Für sie ging das Leben weiter.

*

Der Wolf hetzte voraus wie ein Schatten und der schwarze Hengst jagte ihm auf knatternden Hufen hinterher. Weit wirbelte der Reitumhang hinter dem edlen Pferd her. Geduckt saß Zurdo im Sattel und raste durch die Nacht.

Zwischen mächtigen Felsen am Fuße der Sierra Nevada wartete ein junger, schlanker Indio auf ihn.

Seine Stimme war für immer verstummt und er konnte nur noch wie ein Kojote heulen und kläffen.

Chato war vor vielen Jahren die Zunge abgeschnitten worden. Er war der einzige Mensch, der wusste, wer Zurdo war. Und Chato war Zurdos treuer Gefährte, Diener und Freund.

Als Chato den Geisterreiter kommen sah, sprang er geschmeidig und kraftvoll empor, schnellte auf die Felsklippen und winkte.

Vor den Felsen stieg Zurdo aus dem Sattel und nahm die schwarze Maske vom Gesicht. Als Chato vor ihm niederknien wollte, zog er ihn an den Schultern hoch und strich ihm über das lange, blauschwarze Haar.

„Nicht niederknien, Chato! Niemals sollst du das wie-

der tun. Du bist ein freier Mann, frei wie der Goldadler über der Sierra."

Ein stilles, weiches Lächeln verklärte Chatos dunkelbraunes Gesicht. Er trug wie alle Indios ärmliche Kleidung, doch er war reicher als sie alle zusammen, denn er war der Freund des Kaliforniers.

Und er sprach mit den Händen zu Les Shane.

„Chato hat Schüsse gehört, nicht weit von hier. Der Sturm hat den Knall hergetragen. Die Schüsse waren kaum zu hören."

„Viele Schüsse, Chato?"

Der Indio nickte.

Les zog die Maske wieder über sein Gesicht und blickte über das weite Tal, das von Mond und Sternen in ihr bleiches Licht getaucht wurde.

„Ich will nach Hause. Chato, zu meiner Frau Pennie. Sie wartet schon viel zu lange auf mich. Das kann keine Frau auf die Dauer durchstehen. Ich will bei ihr bleiben, Chato, wenigstens für ein paar Wochen. Wir werden Zurdos Tracht hier am Fuß der Sierra zurücklassen. Such einen guten Platz dafür, mein Freund."

Chato nickte, begann sofort zu suchen, lief umher, kniete zwischen mehreren Felsen nieder und grub mit der Machete.

Les lehnte sich an einen Felsen und atmete tief ein. Der Sturm ließ allmählich nach und strich pfeifend an seinem Nacken entlang. Langsam schweifte Les' Blick den Hang empor. Manche Bergkolosse sahen aus wie Pfeiler des Himmels und auf vielen Bergkuppen lag ewiger Schnee.

Die Sierra Nevada war ein riesiger Gebirgsstreifen, der fast ganz Kalifornien nach Osten hin begrenzte. Zwischen der Sierra und dem Küstengebirge lag das Sacramento-Tal mit den riesigen Goldfeldern am Fluss.

Er wollte all diese Berge bezwingen.

Er war der Herr der Sierra Nevada!

Langsam ging er zu Chato, der weitergrub.

„Ich war bei Doña Bastiano, mein Freund. Sie hat für mich in die Zukunft gesehen – und ihre Mörder gesehen."

Chato sah auf und in seinen braunen Augen flackerte es kurz.

„Ja, Chato, Mörder. Die alte Frau wurde von Marinos umgebracht. Ich habe ihre Mörder getötet."

Der Indio grub weiter und Les ging zurück. Kaum hatte er sein Pferd erreicht, kam Chato herangelaufen. Unruhig zeigte der Indio zurück. Beide liefen zu dem Versteck, das Chato für Zurdos Kleidung geschaffen hatte.

Les beugte sich vor und lächelte seltsam ernst und melancholisch.

Es gab zigtausend Männer, die ihr Leben lang nach Gold suchten. Es gab Hunderte von Diggern, die Gold fanden, aber so schwer erkrankten, dass sie nichts mehr vom Leben im Reichtum hatten. Und es gab unzählige Goldsucher, die niemals auf Gold stoßen würden.

Chato hatte durch Zufall viel Gold entdeckt. Es lag zwischen den Wurzeln eines Strauches, der ein karges Dasein zwischen den Felsen führte. Das Gold musste nur aufgehoben werden, mehr nicht.

Les Shane und Chato waren reich.

Doch Chato wollte nichts davon, denn im fernen Tal seines untergegangenen Volkes lag Gold verborgen. Er hätte längst riesige Ländereien im tiefen Süden von Kalifornien besitzen können.

Ernst und nachdenklich betrachtete Les die taubeneigroßen Nuggets.

„Pack sie ein, Chato!“

Der Indio und Freund zögerte und sah Les fragend an.

„Ja, du hast richtig gehört, Chato. Gold soll nicht immer glücklich machen, aber ich sage dir, dass es ganz auf denjenigen ankommt, der das Gold besitzt. Für Pennie habe ich eine kleine Farm aufgebaut, und für sie werde ich eine riesige Ranch aufbauen, ein Rinderreich, wie es das in Kalifornien noch nie gegeben hat. Aber ich tue es nicht allein für Pennie und für mich, Chato. Ich werde viele Kalifornier beschäftigen und ihnen Arbeit und Brot geben.“

Da lächelte Chato froh und begann, das Gold zu bergen.

„Ja, Chato“, sprach Les in den Wind, „diese Ranch soll groß werden. Ich will sie zu einem Symbol Kaliforniens machen. Sie soll allen zeigen, dass wir Kalifornier niemals aufgeben werden!“

Zwei Stunden später brachen sie auf.

Als Zurdo sich an die Schüsse erinnerte, die Chato gehört hatte, änderten sie die Richtung und ritten zwischen die Berge.

In einer Bergfalte stießen sie auf die ermordeten Digger. Längst waren die Feuer erloschen und die Asche war erkaltet.